

dens- und Entspannungspolitik sowie die Nord-Süd-Problematik. Kontrovers wird es wieder nach dem Fall der Mauer in Berlin, als Grass sich »enttäuscht von der Gang- und Machart der deutschen Einheit« in die Manuskriptarbeit zurückzieht.

Beeindruckend bei der Lektüre dieses Briefwechsels ist, mit welcher Sachkenntnis und Detailgenauigkeit Grass sich zu verschiedenen politischen Themen äußert. Seine Anregungen und Vorschläge sind, auch wenn der moralische Impetus im Vordergrund steht, fast immer klug und durchdacht und meistens durchaus realistisch. Dass, wie Martin Kölbel in seinem Nachwort schreibt, »die Bilanz von Grass' Beteiligung an der neuen Regierung« am Ende »durchaus bescheiden« ausfällt, dass manches, was Grass angestoßen hat, als bald wieder versandet, anderes auf dem

Dienstweg zerredet und zerrieben wird, hat ihn selbst geärgert, gewundert hat es ihn nicht. Grass, der den Fortschritt als Schnecke porträtierte, war auf das Scheitern vorbereitet. Anders als viele andere hat er sich davon aber nie entmutigen lassen.

Was die Lektüre dieses Buches vor allem vermittelt, ist das anschauliche Beispiel eines berühmten Schriftstellers, der seine Rolle als Staatsbürger ernst nimmt, der die unter gebildeten Deutschen auch heute noch verbreitete arrogante Verachtung des Politischen überwindet, die »Mühen der Ebene« nicht scheut und so einen wichtigen Beitrag dazu leistet, die Demokratie in Deutschland zu einer Angelegenheit der Gesellschaft zu machen.

Willy Brandt und Günter Grass: Der Briefwechsel (Hg. von Martin Kölbel). Steidl, Göttingen 2013, 1.230 S., 49,80 €. ■

Wolf Scheller

Revolte und Literatur

Der Aufstand vom 17. Juni 1953 und die Dichter

In wie weit wurden die Ereignisse des 17. Juni 1953 von den literarischen Eliten beider deutscher Staaten aufgegriffen? Ein Blick zurück aus Anlass des 60. Jahrestages des Aufstandes in der DDR.

Wolf Scheller

(* 1944) war bis 2009 Rundfunkredakteur in Köln und ist nun freier Autor. Seine Schwerpunkte sind jüngere Zeitgeschichte und Literatur.

wolfscheller@gmx.de



an ein Gedicht Brechts, die Red.). Doch war es mehr als ein literarischer Witz, als er nach dem Debakel des 17. Juni 1953 Walter Ulbricht und den Regierenden einen guten Rat zu geben schien:

*Nach dem Aufstand des 17. Juni
Ließ der Sekretär des Schriftsteller-
verbands*

*In der Stalinallee Flugblätter verteilen
Auf denen zu lesen war, daß das Volk
Das Vertrauen der Regierung
verscherzt habe*

*Und es nur durch verdoppelte Arbeit
Zurückerobern könne. Wäre es da*

Bertolt Brecht war in der Frühzeit der DDR durchaus nicht beliebt. Zwar gehörte er zur Spitze der kulturellen Prominenz, aber die Funktionäre in der Partei fürchteten seinen Witz, die »Klaue des chinesischen Teewurzellöwen« (Anlehnung

*Nicht doch einfacher, die Regierung
Löste das Volk auf und
Wählte ein anderes?*

Natürlich waren sich die Regierenden der Tatsache bewusst, dass die katastrophale wirtschaftliche Lage des Frühjahrs 1953 einen wesentlichen Anteil an der Vorgeschichte der Unruhen gehabt hatte. Aber die Unzufriedenheit hatte nicht nur wirtschaftliche Gründe. Noch Ende Juni beschloss die Deutsche Akademie der Künste unter dem Vorsitz von Johannes R. Becher Meinungsfreiheit in wissenschaftlichen und künstlerischen Debatten. Und tatsächlich konnten daraufhin einige freimütige Artikel erscheinen: von Becher und Brecht, Peter Huchel und Erwin Strittmatter, Arnold Zweig und Wolfgang Harich. Erich Loest schrieb eine vernichtende Kritik über die Rolle der Presse in dieser Legitimitätskrise der Ostberliner Machthaber. Die Quittung kam ein paar Jahre später, als Harich und Loest unter dem Vorwurf »konterrevolutionärer Bestrebungen« verhaftet und zu langjährigen Zuchthausstrafen verurteilt wurden.

Brecht, der zur Unzeit starb und die Zerschlagung oppositioneller Kräfte durch Ulbricht in den Jahren 1956/57 nicht mehr erlebt hat, saß in keiner Parteizelle, wusste aber, was die Leute auf der Straße dachten. So verfasste er schon kurz vor dem 17. Juni ein Gedicht mit der Überschrift »Bei der Lektüre eines spätgriechischen Dichters«. Gemeint war indes der neugriechische Lyriker Kavafis (1863-1933):

*In den Tagen, als ihr Fall gewiß war
Auf den Mauern begann schon die
Totenklage
Richteten die Troer Stückchen grade,
Stückchen
In den dreifachen Holztoren,
Stückchen.
Und begannen Mut zu haben und
gute Hoffnung.
Auch die Troer also...*

Aber mit der Hoffnung war es nicht weit, mit dem Mut schon gar nicht. Das Tauwetter nach dem 17. Juni dauerte nur kurze Zeit. Während im Westen Günter Grass sein Theaterstück *Die Plebejer proben den Aufstand* verfasste, schrieb Heinar Kipphardt ein Stück, das zeigen sollte, wie es zugeht bei der »ideologischen und künstlerischen Erziehung der Leser und Autoren«: *Shakespeare dringend gesucht* hieß der Titel. Kein Theaterleiter mit nur einem Funken politischen Verstands hätte das Stück vor dem Aufstand aufführen können; so kam Kipphardt (»Ich habe das Stück dem Präsidenten der DDR gewidmet«) erst nach dem 17. Juni zum Zug. Im Herbst erhielt er den Nationalpreis der jungen DDR.

Gegen Stefan Heyms Roman *5 Tage im Juni* machte die SED jahrelang Front, bis das Buch Anfang der 70er Jahre endlich erscheinen konnte. »Du mußt dich erinnern«, lautet das Motto des Romans *Horns Ende* (1985) von Christoph Hein. Auch darin geht es um die 50er Jahre in der DDR, um die Zeit der Abrechnung mit den oppositionellen Intellektuellen nach der Niederschlagung des Ungarn-Aufstandes im November 1956, etwa den Lektor des Aufbau-Verlags Walter Janka und den marxistischen Philosophen Wolfgang Harich. Der Historiker Horn, die Hauptfigur des Romans, ist nach dem 17. Juni aus der Partei ausgeschlossen und in die Kleinstadt Guldenberg als Leiter des Heimatmuseums versetzt worden. Auch hier: Literatur versus Geschichtslüge.

»Den 17. Juni«, schrieb Heiner Müller, »habe ich nur als Beobachter erlebt (...) Aus dem U-Bahn-Schacht am Potsdamer Platz stieg Stephan Hermlin, Pfeife rauchend. Er war der einzige bekannte Prominente, den ich auf der Straße gesehen habe.« Allerdings räumte Müller ein, möglicherweise »ein Gespenst gesehen zu haben«: »Hermlin sagt, dass er zu dieser Zeit in Budapest war.« Immerhin: Heiner Müller schrieb sein erstes großes Stück *Der Lohndrucker*. Es geht darin um einen DDR-

Helden der Arbeit: Hans Garbe, über den schon Brecht hatte schreiben wollen. Der 17. Juni kam darin nicht mehr vor. Überhaupt wird man rückblickend kaum sagen können, dass die Ereignisse des 17. Juni, sieht man von Günter Grass ab, die literarische Elite in beiden deutschen Staaten zu

größeren Anstrengungen animiert hätten. Vielleicht hielten es die meisten eben doch mit ihrem Kollegen Günter Kunert, der gelegentlich über diese Jahre bemerkte: »Es war eben doch nicht alles schlecht in der DDR. Es konnte einem nur schlecht werden.« ■

Frauke Hamann

Ein unvollendet Lied

Hermann Kurzkes Buch über Georg Büchner

Frauke Hamann

(* 1955) ist Literaturwissenschaftlerin und freie Journalistin in Hamburg.

frauke.hamann@gmx.de



Hermann Kurzkes Biografie des »poetischen Revolutionärs« Georg Büchner erzählt von einem besonderen Leben – in Jahren extrem kurz, literarisch hingegen überreich. Es währte von 1813 bis 1837, wir verdanken ihm den *Hessischen Landboten*, die Erzählung *Lenz* sowie die Theaterstücke *Dantons Tod*, *Leonce und Lena* und *Woyzeck*. Die »Geschichte eines Genies« beginnt mit einem Fahndungsauf-ruf. Georg Büchner wird wegen Staatsverrats gesucht – für den 21-jährigen Studenten eine Katastrophe: »Ein solcher Steckbrief macht schockartig erwachsen.«

Kurzke springt mitten hinein in das exzeptionelle Dasein seines Protagonisten und intoniert das Leitmotiv des Genies, aber auch das Eruptive an dessen Erscheinung. Und er thematisiert die fragmentarische Quellenlage: die Zurichtungen der Korrespondenz, das Fehlen von Manuskripten, lückenhafte und frisierte Betrachtungen der Angehörigen. Der Biograf vergleicht

die Auswirkungen dieser Eingriffe mit denen eines Säureattentats auf ein Gemälde. Überhaupt sei jeder Versuch, das Lebensgefühl eines Menschen nachzuzeichnen, der vor 200 Jahren geboren wurde, waghalsig und erinnere an eine Sentenz aus *Dantons Tod*: »Einander kennen? Wir müssten uns die Schädeldecken aufbrechen und die Gedanken aus den Hirnfasern zerrén.«

Kurzke entscheidet sich für eine temporeiche, unmittelbar-zupackende Schilderung von Büchners Leben mit Hilfe von Kontext und Zeitkolorit. Er will aus Lebens- und Werkzeugnissen eine Persönlichkeit und ihr Schaffen imaginieren, auch wenn die Belege karg sind. Vor allem aus Büchners Werk entwickelt er Facetten einer Dichterexistenz, die der nervösen Eile dieses Lebens und der Spannweite des Schaffens gerecht zu werden versuchen: »Wir schütten dazu das gesamte Material aus den Hauptwerken und den Briefen erst einmal geräumig vor uns aus und sortieren es dann neu nach inneren Verwandtschaften.«

Büchner – ein Sozialrevolutionär?

Im *Hessischen Landboten* sieht Hermann Kurzke eine Tat jugendlichen Leichtsinns. Die Flugschrift von 1834 mit ihrer prägnanten Losung »Friede den Hütten! Krieg